

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 12

Artikel: Pech oder Glück?
Autor: Gfeller, Simon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

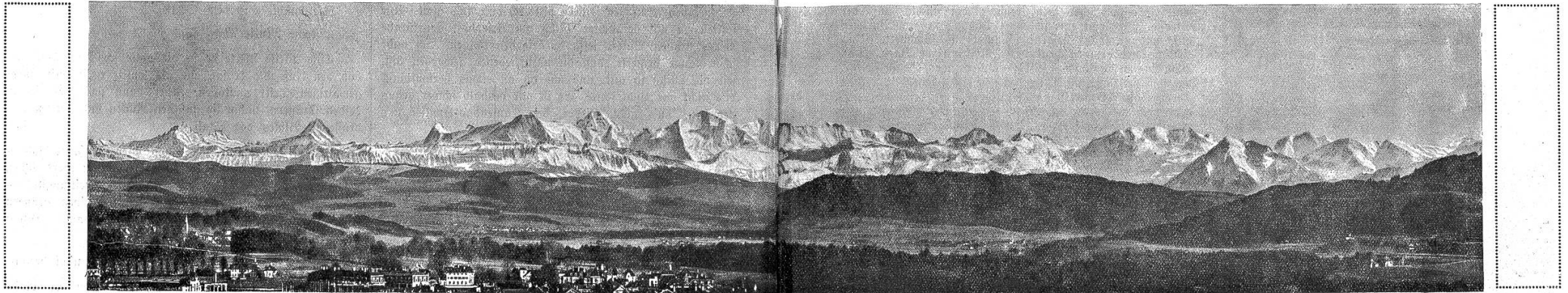
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Landesausstellung, Bern 1911 Blick auf die Alpen vom Ausstellungsplatz aus. (Phot. S. Rohr, Bern.)

Pech oder Glück?

Von Simon Gfeller

Auf der heißen, staubigen Landstraße schreitet Gottfried, der siebenzehnjährige Sohn des Mattenbergbauern schwerfällig vorwärts. Beim Dorftränker hat er sich beladen lassen wie ein geduldiges Badeschwein. Am Rücken hängt ihm ein ansehnlicher Zuderfod, auf der Brustseite baumelt als Gegengewicht das wohlgefüllte Salzädelchen, und an der Hand trägt er in einem Deserli eine Maßflasche voll Elfig.

Es ist zwischen Heut und Ernte. Heiß sticht die Nachmittagssonne; trocken klebt die Zunge am Gaumen; der Schweiß brünnelt dem Burschen von der Stirne, daß ein Tropfen den andern jagt, und schmerzhaft schneidet die Tragkahnur in die Schulter.

Doch der Ort der Labung ist nicht mehr ferne. Droben an der Wegbiegung, wo sich das Seitensträßchen abzweigt, strödt der Herrgott den Arm heraus. Gottfried werweist schon im Stillen, ob er in der Rehrpinte anlanden wolle oder nicht. Meßerszeit ist nicht mehr allzuferne und der Bursche sollte heim; aber die Zunge hängt auch gar zu rindsledern im Halse und ungeduldig ist's, wie die Last drückt und das schweißnaße Hemd an den erhitzten Körper preßt. So ein großes Glas Bier, braungolden mit zartfetttem Milchschaum, wie müßte das der staubigen Kehle glatt eingehen und erfrischend fühlen! Bei dieser lästerlichen Hitze nicht einkehren und ein Bier oder zwei klären — nein, das wäre schwefelgelber Unfuss, eine bodenlose Torheit.

Und holla! Steht da nicht vor dem wadeligen Bernerwäglein die alte Fuchsstute des Mattenbergbauers und schmiebet aufgebracht nach den zudringlichen Bremfen? Gewiß ist sie es; Gottfried kennt Roß und Gefährt des Nachbarn gut genug. Zum Ueberfluß ruft der Mattenberger durchs offene Fenster:

„Stell ab, Godi, du schwitzst so wi-n-en Ankebättler. Chaschi nachher bi mer rite u bi ganze Blunder uflege.“

„Das preichst doch jeze, schöner nägiti nüt“, denkt Gottfried und legt mit innerlichem Frohlocken seine Siebenlachen oben auf die Futternehlfläde des Mattenbergbauers . . .

Kurze Zeit nachher laß Gottfried vergnüglich hinter einem säumenden Bier und gukte dem Nachbar, der mit dem Wirt und einem Weinreisenden einen Saß kärtelte, interessiert über die Ahsel. Denn ein Saß ist gar ein geist-

bildender und unterhaltender Zeitvertreib nicht nur für die Spieler, sondern auch für Zuhörer und Zuschauer. „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort.“ Nun waren die dreie sturmerprobte, in die tiefsten Geheimnisse ihrer Kunst eingeweihte Kämpen und auch der unter der edlen Jasserkunst üblichen Blumensprache vollkommen mächtig. So schlugen denn unausgeseht die selbstsamsten und geistvollsten Redewendungen an Gottfrieds andächtig aufhorchende Ohren.

„Sätzlig ischt lieblich!“

„Hau se Res, es ischt en Amsle!“

„Glocke dr Bod, worum geit er i Chabis!“

„Raus mit die wilde Raß!“

„Trumpf nimmt dr Schnee ab de Bärge!“

„Meße Mußschwanz!“

„Chruzifix ischt Pfaffenarbit.“

„Eggelei git guet Muure!“

„Dr Chüng macht 's Spiel verruckt!“

Und so weiter in endloser Folge. Dazu knodeten die dreie mannhaft auf den Tisch und verbränten ihre Oratelprüche mit Lachen, Grimassen und pfiffigen Mienen. Blizschnell waren jeweilen die Karten gemischt; Schlag auf Schlag folgte das Auspiel, und das Zählen und Abrechnen geschah mit so fabelhafter Fixigkeit, daß Gottfried in schauer Bewunderung schier den Mund offen vergaß. Das Ganze dänkte ihn ungemein lustig; langweilen, nein, davon war keine Spur. Der harthölzerne Wirtshausstuhl wurde ihm weich wie ein Polstermöbel, und eine Stunde war um, ehe er auch nur einmal an die Uhr geschaut hatte. Dann aber befaß er sich auf das Heimgehen.

„I hätt eigellig hei sölle go mälche“, wagte er endlich schüchtern den Mattenberger anzutipfen.

„Dr Alt wird das scho borge, het's lang müeße chönne ohni di. Deppe wägen einisch wird er dr nid dr Gring abschneße, sücht gib de mi a 's Brätt!“

Und die dreie setzten eine frische Partie an. Der Weinreisende, welcher die meisten Striche erhalten hatte, verlangte gebieterisch Revanche. Damit ihm das Glück gütiger sei, besegnete er beim Mischen die Karten mit dem Zauberspruch: Solus, Bonus, Malotus! und behauptete, nun könne es ihm nicht fehlen. Lachend griffen nun auch die andern zu Sympathiemitteln. Der Mattenberger geich-

nete sich mit Kreide ein Kreuz auf jede Schuhsohle und der Wirt nahm die letzte Nummer des Amtsblattes unter das Gefäß. Dann ging der Tanz aufs Neue los. Die Karten flogen und der Kommentar wurde immer blumenreicher. Natürlich wurde auch das Trinken nicht vernachlässigt; denn ein solcher Kapitaljaß gibt immer Anlaß zum Trinken. Gewinnt der Spieler, so trinkt er aus Mitgefühl und Nächstenliebe, verliert er, dann genehmigt er sich einen Schlud zu eigener Tröstung. Auch Gottfried hatte sich, angeleitet vom guten Beispiel, das Glas einigemal nachfüllen lassen, und seine Baden begannen sich zu röten. Indessen war seine Freude am Spiel nicht mehr ganz ungemischt; ein leises Unbehagen begann ihn zu plagen, und als immer die gleichen Wendungen und Ausdrücke aufs Tapet kamen, erkalteten auch sein Interesse und Verneifer für das Spiel zusehends. Unruhig rutschte er hin und her und zog mehrmals seine Sackuhr.

„Es geit mer wohl lang; i hätt doch sölle goß“, mahnte er den Mattenberger.

„Dumms Züg“, erwidert dieser. „Nimm du no-n-es Bier. I wills de dim Alte scho verantworte.“

Nun, das war für den Burschen doch ein Trost. Wieder schaute er eine gute Weile stumm und geduldig zu. Dann fing es in der Stube plötzlich an zu finstern. Sollte die Sonne schon untergegangen und die Dämmerung angebrochen sein? Gottfried trat erschreckt ans Fenster. Die Sonne war freilich verschwunden, aber nicht hinter den Zurrbergen, sondern hinter einer mächtigen, grauschwarzen Wolkenwand, die bedrohlich am Himmel emporstach. Schon begann sie ihre Blitze zu schleudern und schwach vernehmbar Donnerschläge rollten nach.

„Jez müeße mer goß; es chunt es Wätter, u lieber will i mi ganz Burdi heitrag, weder daß mer allsämme flätzchdradnäß wird“, drängte Gottfried.

„Ach du bist jez doch au en uhldige Chähri“, erwiderte der Wirt, welcher just einen Fünziger vom Trumpf in den Händen hatte, unwirksam. „Ghesch nid, daß mer bloß no hundertfüßgi zweni hei! Wi wett er jez dervo chönne! Das Augesblidli, wo-n-es no geit, wird däch nid alls zwänge, u du wirst destwäge nid verzage.“

Und der Mattenberger sagte:

„Du ghesch, wi's ischt. We d' nid gwarde magst, so gang halt i Gottsname.“

Eingeschüchtert nimmt Gottfried wieder Platz. Aber er sitzt wie auf den Spigen einer Sechel und allgemach wird ihm klar, daß, wenn man jaht, zwei, drei andere vorschreiben, wann man heimgen dürfe. Mit Schreden

gewahrte er, wie das Gewitter in aller Strenge heranzog. Am liebsten hätte er einen Fluch getan und wäre gegangen; doch wagte er nicht, den gefälligen Nachbar zu erzürnen. Im Innern aber glommt ihm in diesen Augenblicken peinlichen Wartens eine Feindeligkeit empor gegen die Wirtshausbodelei und das Jassen, die nicht so bald wieder erfolch. Uebrigens pressierte es jezt auch dem Bauer; auch dieser begehrte kein Wasserbad.

Endlich ist das Spiel fertig. Rasch berichtigt der Mattenberger seine Zech und greift nach dem Hut und der Türflinte. Der Fuchs wird losgebunden, die Mechanik entspannt und das Fuhrwerk gewendet. Nur noch schnell einen Tringeldzwanziger für den Buben, der dem Roß die Bremfen gewehrt hat! Der Bauer windet das Leitseil lose um das Leiterbäumchen des Wagengefells und grübelte im Geldädel. Diesen Augenblick benutzt der Fuchs. Jezt nimmt er seine Rache für das lange Stehenlassen. Supp, schleift er ins Geschirr und saht in mächtigen Galoppprüngen davon, heimzu. Verblüfft schauen ihm die Wirtshausbödler nach, und der Bauer schreit wütend:

„Mha, hu, verfluechts Ramel du!“

Der Weinreisende aber foppelt: „Wör rite will, hod uf!“

Doch die beiden hören nicht auf das Spottlachen. Was bleibt ihnen übrig als nachzutreten!

Von der Rehrpinte zieht sich das Sträßlein durch ein Seitentälchen einem steiluferigen Bächlein entlang und klettert dann in langen Windungen den Hügelzug hinan.

Dem Bauer verleidete das Trotten bald. „I ma nümme gschunne. Spring du-n-ihm noch, du heßch jüngerer Bei. Säß alli Grebi, du magst ihm vorgo u ver-nüttschicht nen am Jahrestu ob.“

Gottfried befolgt diesen Rat. In langen Sähen eilt er davon. Schweißgebadet langt er oben am Fahrenstuh an. Fast gleichzeitig kommt auch der Fuchs. Roß und Fuhrwerk sind unterseht und die Futternehlfläde des Mattenbergers liegen ruhm an Reih und Glied. Aber wo zum Teufel sind denn Zuderfod, Salzädelchen und Elfigflasche? Dem Burschen träumt nichts gutes. Er unterfucht das ganze Wagengefell. Zwischen Rabe und Rad kleben an der Wagenschmiere einige Salzförner. Da will ihm schier schwarz werden vor den Augen. Er kratzt in den Saaren und murmelt in einem fort: „Wär i nume hei, wär i nume hei!“

Reuend kommt nun auch der Mattenberger an. Gottfried klagt ihm seine Befürchtungen.



Das neue offizielle Plakat der Schweiz. Landesausstellung 1914 von Plinio Colombi, das nach Frankreich verschickt wurde an Stelle des zurückgewiesenen ersten Plakates von Emil Cardinaux.

„Muecht halt go sueche“, rät trocken der Bauer und zuckt die Achseln. „I cha nüt derfür.“ Dann behändigt er das Leitseil und fährt kaltblütig davon.

Finstern Blides schaut ihm Gottfried nach und macht sich bergab auf die Suche. Unten im Sträßlein findet er die Reste des Salzädleins, schmierige, staubige Fäßen. Es muß hinausgerutscht und zwischen Gestell und Rad gekommen sein, wo es zerklüftet und zerrissen wurde. Das Salz liegt in einem langen Streifen im Staub des linken Wagengeleises; zu gebrauchen ist davon nichts mehr. Der Bursche eilt weiter. Einige hundert Schritte weiter zurück lauert mitten in der Straße das Deserlein mit den Scherben der Essigflasche. Er leert die Glasstücke ins Bächlein und ringt das essigetränkte Sädlein aus. Wo aber in aller Welt mag denn der Zuderstod

sein? So weit der Blick reicht, liegt nichts auf der Straße. Da steigt eine schlimme Ahnung in dem Burschen auf, und er späht besorgt hinunter ins Bachbett. Und richtig, dort drunten liegt der Flüchtling im Bade. Das Bächlein hat auch schon eifrig an der süßen Beute geleckt, die ihm so unvermutet in den Schoß gefallen ist. Mit einem Satz ist Gottfried unten und hebt behutsam auf, was noch zu retten ist. Mit der süßen Last im Arme, zuweilen das Zuderwasser haushälterisch von den klebrigen Fingern schließend, hastet er heimwärts. Aber lange bevor er ein schützendes Obdach erreicht hat, ist das Gewitter da. Ein paar tausende Sturmwindstöße, blendende Blitscheine, gewaltiges Donnerkrachen, dann klatschen die Tropfen schwer hernieder; es regnet Bachschnüre. Tiefend wie ein begossener Pudel kommt Gottfried endlich zu Hause an, wo man schon lange in heller Angst nach ihm ausgeschaut hat. Nun gilt's auch dort dem ausbrechenden Wetter stand zu halten. Getreulich beichtet er, wie schmächtig es ihm ergangen sei und nimmt geduldig die gesalzene Schelle in Empfang. Es war manches saure Wort dabei und auch später hatte er noch viel abzutun. Manchmal wollte ihm scheinen, er sei auch gar zu hart gestraft worden für seinen Fehler, besonders wenn ihn die Kameraden neidend fragten, wann er wieder die Straße mit Salz grienen und aus Rieselsteinen Salat machen wolle, und wann man wieder Zuderwasser trinken könne im Bächlein unten. Am ärgerlichsten aber war er über den Mattenberger, der ihn nicht nur alles allein ausfressen ließ, sondern die ganze Geschichte mit schadenfrohem Lachen ausgetrommelt hatte.

Das kleine Ereignis hat Gottfried noch lange beschäftigt und wer weiß, vielleicht ist ihm damit sogar Heil widerfahren. Denn er ist einer von den Bedachtamen, die der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Wie ich ihn kenne, hat er aus dem Mißgeschick sicher seine Lehren gezogen. Es scheint ganz, als wolle er in Zukunft den Kopf auf seinem Hals und die Hand an seinem Arme behalten. Er weiß jetzt, daß zuletzt ein jeder für sein Tun und Lassen selber mit der Haut in die Gerbe muß und daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht. Er weiß jetzt viel besser als früher, weil es ihm unter Schmerz und Scham ins Herz gebrannt worden ist und darum wird er, wenn nicht alles trügt, auf eigenen Füßen durchs Leben wandern, auch wenn ihm dies augenblicklich Beschwerden verursachen sollte. Vielleicht gewahrt er auch einmal, daß mancher das Hangen an den Rockschößen anderer noch viel teurer bezahlen muß als mit einem Sädlein Salz, einer Flasche Essig und einem Zuderstod. Und vielleicht segnet er noch einmal den Tag, der ihm so viel Pech brachte, als einen Glückstag, weil er ihm zu einem bescheidenen Anfang lebenswichtiger Erkenntnis verhalf.

Todaustreiber.

Volklied.

So treiben wir den Winter aus
Durch unsre Stadt zum Tor hinaus
Mit seinem Trug und Listen,
Den rechten Antichristen.

Wir stürzen ihn von Berg und Tal,
Damit er sich zu Tode fall
Und uns nicht mehr betrüge
Durch seine späten Züge.

Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Frühling träumt,
Er träumet in den Maien
Von Blümlein mancherleien.

Die Blume sproßt aus göttlichem Wort
Und deutet auf viel schönern Ort;
Wer ist's, der das gelehret?
Gott ist's, der hat's bescheret.